

Klein, W. (1997). Und nur dieses allein haben wir. In D. Rosenstein & A. Kreutz (Eds.), *Begegnungen. Facetten eines Jahrhunderts* (pp. 445-449). Siegen: Carl Boeschen Verlag.

Wolfgang Klein

Und nur dieses allein haben wir.

Benedetto sia 'l giorno e 'l mese e l'anno  
E la stagione e 'l tempo e l'ora e 'l punto  
E 'l bel paese e 'l loco ov'io fui giunto  
Da due begli occhi che legato m' hanno.

Die einen werden werden im Alter sauer, wie ein firner Wein, die andern werden mild, wie ein reifer Brandy; gemeinsam aber ist den meisten der Wunsch, in den Ereignissen ihre Leben einen tieferen Zusammenhang zu sehen, die Hand des Schicksals, Gottes gütige Fügung, das Ergebnis des eigenen klaren Willens, den Ausdruck der sich entfaltenden Persönlichkeit - "werde, der Du bist!" ; statt der merkwürdigen Ansammlung von Zufällen, die es in Wirklichkeit war. Der Blick zweier schönen Augen hat vielleicht den Lauf der Dinge geändert, aber er hätte auch einen andern treffen können oder eine andere, oder man hätte gerade in eine andere Richtung geschaut haben können, oder er hat getroffen, aber es müßte "maledetto" heißen.

Viele Jahre habe ich geglaubt und allen, die es hören wollten, gesagt, das Buch, das mein Leben am meisten bestimmt hat, sei die "Recherche". Es ist dies auch eine reputierliche Antwort auf die Frage nach der wichtigsten Leseerfahrung. Wer Proust gelesen hat, weiß mehr und wundert sich über weniger. Er wundert sich vor allem weniger über sich selbst, wenn es ihm geht wie Swann oder Marcel. Vieles im unsinnigen Verhalten der Menschen, das der anderen und des eigenen, erscheint zwar immer noch merkwürdig, aber man ist nicht mehr so erstaunt. Es ist, als hätte man aus einem medizinischen Lehrbuch gelernt, wie es zu einer Aphasie kommt. Man versteht, wieso der andere auf einmal so kraus redet, man versteht sogar, dass man selbst so kraus redet und gar nicht sagt, was man sagen möchte; aber man kann es nicht ändern. Als ich vor einigen Jahren die "Recherche" wiedergelesen habe, zum ersten Mal nach einem Vierteljahrhundert, hatte ich vieles vergessen, aber es war alles vollkommen bekannt, aus der realen Erfahrung. Ist dies so, weil einen ein Buch dazu bringen kann, die Welt mit bestimmten Augen zu sehen, oder ist es so, weil man sie von Anfang an mit diesen Augen gesehen hat und es im Buch nur gut dargestellt findet? War es ein Zufall, der das Leben geprägt hat, oder hat diese Erfahrung einen nur zu jenem gemacht, der man schon war?

Jetzt mußte ich vor kurzem diese langgehegte Meinung über das wichtigste Leseerlebnis korrigieren. Es ist nicht die "Recherche", sondern die Geschichte "Einige gelehrte Fabeln für alte Jungs und Mädels" von Mark Twain, die ich im Alter von 14 Jahren gelesen habe. Die Tiere des Waldes senden eine Expedition der allerbedeutendsten Gelehrten aus, die unter der kundigen Leitung von Lord Langbein und Professor Ochsenfrosch die terra incognita jenseits des Waldes erforschen sollen. Die wissenschaftliche Ausbeute ist eine reiche; schon nach drei Wochen, kaum hat man das offene Land erreicht, wird in der Ferne ein endlos langer, hoher Wall entdeckt, dessen Grenzen weder zur Rechten noch zur Linken auszumachen sind. Er wird sehr schnell als die Mauer identifiziert, die den Erdkreis

umschließt. Sie war schon oft postuliert worden, nun aber ist sie empirisch nachgewiesen, eine glänzende Bestätigung der Theorie. Professor Ochsenfrosch selbst ist es, dem diese Erkenntnis zuzuschreiben ist; die weitaus schwierige Frage nach dem Material, aus dem sie besteht, geklärt zu haben, ist freilich das Verdienst seines Kollegen Professor Schnecke ("Ein scharfsinniger Kopf! Ein profunder Geist! Auf die Dauer kann diesem erhabenen Verstand nichts verborgen bleiben." - so selbst seine ansonsten hämischen Kollegen). In seinen eigenen Worten:

Die Tatsache, dass der Wall nicht durchscheinend ist, bringt mich zu der Überzeugung, dass es sich um dichten Dunst handelt, gebildet durch Erwärmung aufsteigender Feuchtigkeit, entphlogisiert durch Refraktion. Ein paar endiometrische Versuche würden es bestätigen, aber das ist nicht notwendig. Die Sache ist völlig eindeutig.

Diese Entdeckung des Horizontes ist aber erst der Auftakt, freilich ein bedeutender, zu einer Reihe noch beeindruckenderer - Eisenbahnschienen ("die Breitengrade"), ein fahrender Zug ("der Durchgang der Tag- und Nachtgleiche"), Brandy ("jenes wütende und zerstörerische Fluidum, das man als Blitz bezeichnet"), Entdeckungen kurzum, die den Umfang des Wissens wohl leicht verdoppeln, viele altherwürdige Lehrmeinungen richtigstellen und den gelehrten Teilnehmern der Expedition Ruhm, Anerkennung und äußeren Lohn bringen wie kaum einer Wissenschaftlergeneration zuvor.

Mark Twains Geschichte ist nicht besonders gut. Sie verhöhnt die Wissenschaft, die "nur einen Teelöffel von Vermutungen braucht, um daraus ein Gebirge erwiesener Tatsachen zu errichten"; aber nur einige der Beispiele sind witzig, die Effekte wiederholen sich, und zum Schluss versandet die Fabel in einem Lob des gesunden Menschenverstandes, vertreten durch den bodenständigen Mistkäfer. Sie hat nicht entfernt den bitteren Glanz seiner letzten Erzählung "The mysterious stranger" mit ihren hohnvollen, durch keinerlei Witz gemilderten Attacken auf die Beschränktheit des menschlichen Geistes und die Bösartigkeit, die unsere Art unter den Lebewesen der Schöpfung auszeichnet.

Immerhin ist sie gut genug, einem Vierzehnjährigen, der für derlei gerade in der Prägephase ist, für viele Jahre eine klare Vorstellung vom Wesen der wissenschaftlichen Erkenntnis zu vermitteln. Es ist keine der bekannten Geschichten von Mark Twain, und so hat es denn mehr als dreißig Jahre gedauert, bis sie mir wieder vorgekommen ist. Und als ich sie wiedergelesen habe, da war mir, als hätte Mark Twain einfach recht. Die Geschichte hat keinen literarischen Glanz, aber sie hat den fahlen Schein der Wahrheit. Dies betrifft nicht so sehr Autoritätshörigkeit, Standesdünkel, Eitelkeit, Ruhmsucht und derlei mehr, alles Eigenschaften, die man unter den Gelehrten findet, aber unter andern Menschen auch. Es sind dies jedoch Eigenschaften der Wissenschaftler, nicht Eigenschaften der Wissenschaft, um die sich jene bemühen. Mark Twain macht sich darüber lustig, er hat recht, wir kennen die Kollegen, und sie kennen uns, aber es ist nicht so wichtig. Jacob Burckhardt schreibt, der einfache Mann zu Zeiten der Renaissancepäpste habe klar unterschieden zwischen der menschlichen Schwäche der Kleriker und der Heiligkeit der Kirche, die sie vertreten, und diese Fähigkeit zu unterscheiden sollte man sich auch hier erhalten. Dass die Wissenschaftler oft genug schwach sind, hat nichts mit der Seriosität ihrer Bemühungen zu tun. Aber sind diese seriös?

Nun haben wir Geisteswissenschaftler, wenn wir denn ehrlich sind, ohnehin in dieser Angelegenheit einen schlechten Stand - sofern unsere Bemühungen denn über die Feststellung einfacher Fakten hinausgehen. Dass es sich um ein Sonett handelt, dass sein Verfasser 1821 geboren wurde und 1867 gestorben ist - das sind Aussagen, die klar und gesichert erscheinen. Aber das ist der Anfang, nicht das Ziel unserer wissenschaftlichen

Bemühungen. Darüber hinaus wird es schnell windig, und man kann auch, im Gegensatz vielleicht zu anderen Disziplinen, nicht feststellen, dass die Textdeutung unserer Tage sich durch größere Klarheit oder bessere Absicherung ihrer Aussagen auszeichnen als jene vor einem halben Jahrhundert. Im Gegenteil: Interpretationen sind heute meist weitaus hermetischer als die Werke, die sie zu deuten vorgeben. Es ist nicht leicht, eine literaturwissenschaftlichen Text zu finden, die sich an Klarheit der Darstellung und Prägnanz der Aussage mit den Ausführungen von Professor Schnecke vergleichen ließe. Anders mag es freilich mit dem Bestätigungsgrad, mit der soliden wissenschaftlichen Absicherung des Gesagten sein. Was Professor Schnecke sagt, ist scharfsinnig, aber es ist nicht eben gut bestätigt, es ist, wie wir heute wissen, sogar mit ziemlicher Sicherheit falsch. Das ist bei zeitgenössischen literarischen Interpretationen sicherlich ganz anders.

Erst recht anders ist es auf Professor Schneckes eigenstem Gebiet, den Naturwissenschaften. Wir wissen heute, wie die Welt entstanden ist, wann und weshalb die Erde erkaltete, wie sich der Mensch aus dem Kreis der anderen Primaten gelöst und zu seiner heutigen Bedeutung aufgeschwungen hat. Wir wissen, wie groß das Weltall ist und wie klein das Quark. Bewundernswert auch die Schnelligkeit, mit der sich unser gesichertes Wissen entwickelt. Noch um die Jahrhundertwende war unter den Physikern unumstritten, dass die Erde höchstens zwanzig Millionen Jahre alt ist - das größte Problem für die Darwinsche Theorie von der Entstehung der Arten. Heute wissen wir, dass es drei Milliarden sind, und vielleicht werden wir schon bald wissen, dass es sogar hundert Milliarden sind. Die Kinder lernen es in der Schule. Sie können in ihren Physikbüchern nachlesen, wie die Welt entstanden ist, so klar und überzeugend, als sei der Verfasser dabei gewesen, und nur den, der zufällig zur gleichen Zeit Mark Twain liest, mag für einen Moment der Gedanke beschleichen, ob die Theorie vom Big Bang vielleicht keinen nennenswert höheren Bestätigungsgrad hat als die biblische Schöpfungsgeschichte. Unseren Anthropologen und Paläontologen ist es, ein wahres Wunder scharfsinniger Analyse, gelungen, aufgrund eines Unterkiefers vom Turkanasee und einiger Fußspuren im südafrikanischen Ton die Frühgeschichte unserer Art sorgsam und überzeugend zu rekonstruieren. Die Tiere des Waldes entdecken die Telegraphenleitungen und diagnostizieren sie, Lord Langbein voran, als Spuren einer ausgestorbenen Rasse von Riesenspinnen. Das ist zunächst einmal eine bare Spekulation; dass eine solche Art gegeben hat, ist auch schon früher vermuten worden. Aber es ist mehr als das: aufgrund der materiellen Beschaffenheit der Funde sowie einiger weiterer sorgfältig aufgearbeiteter Indizien gelingt es ihnen, ein präzises Modell dieser Spezies zu rekonstruieren. Doch die Analogie zu unseren Gelehrten kann allenfalls einen naiven Vierzehnjährigen in die Irre leiten; anders nämlich als Professor Langbein und seine Mitarbeiter steht uns ja das ganze reiche Arsenal der modernen Wissenschaft zu Gebote.

Was aber, wenn sich diese Sicht auf die Dinge erhält, wenn man, fehlgeprägt durch Mark Twain wie eine Lorenzsche Graugans, alle wissenschaftlichen Bemühungen, die eigenen eingeschlossen, immer so ansieht wie die von Professor Ochsenfrosch, Professor Schnecke und Lord Langbein? Was soll man dem raten? Dasselbe, was man jenem raten kann, der sich durch die Erfahrungen Swanns und Marcells hat prägen lassen: wir alle verhalten uns zwar oft genug wie Narren, in unseren Gefühlen wie in unseren Versuchen, die Welt um uns zu erkennen und zu verstehen. Aber die Einsicht in die eigene Torheit und in die eigene Beschränkung hilft wenig, so wenig wie dem, der eine Aphasie hat, das Einsicht hilft, dass sie von einem Schlaganfall herrührt. Wir müssen dazu stehen, denn alles andere wäre eine Illusion, aber eine unbrauchbare, es würde uns nicht helfen, es wäre unverwendbar im täglichen Leben, und nur dieses allein haben wir.